**Der treue Peter**

Lion Feuchtwanger

Der Marschall war sehr, sehr alt, die Lesebücher waren voll von seinem Ruhm, Tausende von Straßen und Plätzen und manche Städte trugen seinen Namen, er war eine hi­storische Gestalt. Jetzt, seit acht Jahren, lebte er in der Stille seines Landsitzes, erhaben über das Gezänk der Tagespolitik.

Da geriet das Vaterland in äußerste Gefahr, und unter den Jüngeren, den Sechzig- und Siebzigjährigen, gab es kei­nen, dessen Autorität stark genug gewesen wäre, das Va­terland vor Anarchie und Untergang zu retten. So wandte man sich an den Marschall und beschwor ihn, das Steuer in seine bewährte, knorrige Greisenhand zu nehmen.

Das Vaterland stand vor dem Marschall in Gestalt dreier Herren und erklärte, es sei sich der Größe des Opfers be­wußt, das es von dem Marschall verlange. Aber es ver­lange dieses Opfer; es sei verloren, wenn sich der Mar­schall nicht seiner annehme.

Der Uralte stand da, ein lebendiges Monument. Seine Süchte waren schwach geworden. Es gab niemand mehr, den er liebte, nur mehr wenige, die er haßte, und keinen, den er nicht verachtete. Er war den meisten Freuden des Daseins abgestorben. Aber noch zitterte in ihm nach das süße Gefühl der Macht aus der Zeit, da er zum letzten Mal die Herrschaft in der Hand gehabt hatte, es war vor acht Jahren gewesen. Man fühlte sich stärker, jünger, lebendi­ger, wenn man wußte, man bestimmte durch seine Unter­schrift das Schicksal von Hunderttausenden.

Im Innersten also war der Marschall fest entschlossen, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen. Draußen standen die Journalisten und warteten; sein Landsitz war abgelegen, der Telephondienst des kleinen Ortes war verstärkt wor­den. Der Marschall wußte, daß die Welt den Atem anhielt, um seine Entscheidung zu hören. Aber seitdem er vor dreiundfünfzig Jahren einen unüberlegten Schritt getan, hatte er sich’s zum ehernen Gesetz gemacht, unter keinen Umständen sogleich eine Antwort zu erteilen. Mit seiner rostigen Stimme erklärte er dem Vaterland : »Sie verlangen viel von mir. Ich werde Ihnen morgen Bescheid geben.« Was immer sich ereignete, der Marschall pflegte um zehn Uhr zu Bett zu gehen. So hielt er es seit einem Vierteljahr- hundert; nur während des Krieges war er an neun Aben­den von dieser Regel abgewichen. Auch heute zog er sich um zehn Uhr zurück.

Der Kammerdiener Peter entkleidete ihn und half ihm ins Nachthemd. Er sagte: »Dann werde ich also Exzellenz morgen zwei Eier zum Frühstück geben.« »Du meinst wirklich, Peter,« antwortete der Marschall, »wir sollen wieder ins Palais umziehen?« »Die Geschichte erwartet das von Ew. Exzellenz,« antwortete Peter, während er das Kissen zurechtstrich, »und als wir das letzte Mal ins Palais übersiedelten, ist das Ew. Exzellenz recht gut bekom­men.« »Das viele Stehen bei den Empfängen,« meditierte der Marschall, »fängt an, mich müde zu machen. Vor drei Wochen, nachdem ich die Herren von der Legion emp­fangen hatte, hab ich den Spaziergang abkürzen müssen.« Peter erwiderte: »Ich würde höchstens zwei Mal im Mo­nat empfangen, und nie länger als eine Viertelstunde. Im Rundfunk zu sprechen, ist weniger anstrengend und macht sich immer am besten. Wie Exzellenz am Vierhun­dertjahrestag sprachen, waren alle erschüttert, auch in den Ländern, in denen sie es nicht verstanden haben.«

Peter hatte die Zähne des Marschalls in die für die Reini­gung bestimmte Flüssigkeit gelegt und ihm etwas Watte in die Ohren gestopft. Jetzt rückte er den Schreibblock zu­recht, auf dem sich der Marschall des Morgens, unmittel­bar nach dem Erwachen, die Eingebungen der Nacht zu notieren pflegte.

Der Marschall mittlerweile hatte sich auf die rechte Seite gelegt. »Glaubst du wirklich,« fragte er, während ihm Pe­ter die Füße einwickelte, »sie schaffen es nicht ohne mich?« »Sie schaffen es nicht, Exzellenz,« erwiderte Peter. Der Marschall seufzte und zog die Beine noch ein bißchen höher, daß er dalag wie ein Kind im Mutterschoß. »Ja,« sagte er, »dann gibst du mir also morgen zwei Eier.«

Peter war fünfzehn Jahre jünger als der Marschall. Er hatte seit den Zeiten, da der Marschall Hauptmann gewesen, den Aufstieg des Mannes mitgemacht, als Bursche und als Kammerdiener. Der Marschall war längst kein lebendiger Mensch mehr, er war ein Standbild, ein Reiterstandbild; Peter war das Pferd.

Nächst Gott kannte Peter den Marschall am besten. Er wußte, wie das Gefühl der Autorität erzeugt wurde, das den Marschall zu der historischen Gestalt gemacht hatte, die er war. Die Autorität wurde erzeugt durch die stei­nerne Härte des großen Gesichtes und durch die herrische Ruhe, mit welcher der Marschall seine spärlichen Worte von sich gab. Des Marschalls Worte waren wie aus Erz. In niemand konnte je der Gedanke aufsteigen, daß den Mar­schall ein Zweifel bewege. Es war ausgeschlossen, gegen ihn einen Einwand zu äußern.

Am Wege des Marschalls waren zahllose Menschen ge­standen, in seinem Herzen immer nur Einer: er selber. Pe­ter kannte das böse Herz des Marschalls. Peter wußte, daß in gewissen Situationen auch der Menschenfreundlichste, wäre er anstelle des Marschalls gewesen, nicht hätte umhin können, Hunderttausende in den Tod zu schicken. Einen guten Menschen aber hätte das Überwindung gekostet: den Marschall kostete es keine. Die Hunderttausende in­teressierten ihn nicht. Die Ruhe, mit der er sie in den Tod schickte, war nicht erkämpft. Ging die Sache schlecht aus, dann zuckte der Marschall die Achseln; ging sie gut aus, dann war er es, der den Dank des Vaterlandes entgegen­nahm. Er ging um zehn Uhr zu Bett und schlief gut. Peter hatte das mehrmals mitangesehen.

Der Marschall war nie ein scharfer Denker gewesen. Auf der Kriegsakademie hatte er gelernt, in Zweifelsfällen sei es besser, etwas Falsches zu tun als gar nichts. Danach handelte er. Er war Fatalist. Seine Funktion war es, Ent­scheidungen zu treffen. Welche Folgen diese Entschei­dungen hatten, das war nicht seine Sache.

Es geschah wohl aus diesem Ungeheuern, fatalistischen Hochmut heraus, daß er mit Peter die Entscheidungen be­sprach, die er zu treffen hatte, Entscheidungen, welche das Geschick des Landes und der Welt beeinflußten. Der Marschall und Peter stammten aus der gleichen bäuer­lichen Provinz. Die Vorfahren des Marschalls waren dort seit Jahrhunderten die Herren gewesen, Peters Vorfahren Knechte. Peter war ein Stück jener Erde. Der Marschall sprach mit sich selber, wenn er mit Peter sprach. Er sprach manchmal mit sich selber, mit zunehmendem Alter immer häufiger.

Peters und des Marschalls Wesen und Meinungen waren sehr verschieden. Peter hielt es für richtiger, im Zweifelsfall nichts zu tun als etwas Falsches. Peter liebte sein Land, Peter waren die Hunderttausende, die in den Tod geschickt wurden, nicht gleichgültig. Peter war kein Fatalist; er glaubte, man könne durch Klugheit Böses verhindern und Gutes bewirken. Der Marschall war eine historische Ge­stalt, Peter war ein Mensch, ein Patriot und gescheit. Der Marschall hatte die Macht, Peter den Verstand.

Natürlich hütete sich Peter, den Marschall seine aufrühreri­schen Gedanken merken zu lassen. Er gab sich einfältig. Was er aus sich sprechen ließ, war die einfältige Weisheit des Volkes. Er zitierte Sprichwörter, erzählte Kalender­geschichten, Anekdoten von seinem Vater, seinem Groß­vater, listig darauf berechnet, die Entscheidungen des Mar­schalls, dem das Land gleichgültig war, zu lenken im Sinne Peters, dem das Land nicht gleichgültig war.

Peters Vater und Großvater wurden dem Marschall lang­sam zu Figuren, durchtränkt mit der Weisheit des Volkes, zu Repräsentanten des Volkes, zu legendarischen Gestal­ten, zu Patriarchen. Durch sie leitete Peter den Marschall und das Land. Die Eingebungen, welche der Marschall des Morgens beim Aufwachen auf seinem Block zu notie­ren pflegte, waren geschöpft aus der Weisheit jenes Vaters und Großvaters, waren Ideen Peters.

Das Land war, als es den alten Marschall ans Steuer setzte, so gut wie wehrlos den schlimmsten Gefahren preisgege­ben. Seinen Bürgern war jede Art von äußeren Entbeh­rungen und innerer Not auferlegt. Es war erstaunlich, mit wieviel Geschick der Marschall, geleitet von Peters Vater und Großvater, das Land während der ersten Wochen und Monate seiner Regierung durch diese Fährnisse steuerte. Es gelang ihm, selbst die Gegner seiner Politik zeitweise glauben zu machen, daß ein Mann an der Spitze stehe, der die ganze Not des Vaterlandes spürte und gleichwohl nicht den Verstand verlor.

Der Marschall hatte eiserne Nerven, er ertrug die Not des Landes und die Anstrengungen des Regierens ausgezeich­net, er zog sich um zehn Uhr zurück und schlief gut. Weni­ger gut schlief Peter. Sein Amt zehrte an ihm, die Entschei­dungen, die das Palais zu treffen hatte, fraßen an seinem Herzen, er war fünfzehn Jahre jünger als der Marschall, doch ein sehr alter Mann auch er. Man hatte das Palais nur kurze Zeit bezogen, da erschien er eines Morgens nicht mehr im Schlafzimmer des Marschalls, um ihm das Früh­stück zu bringen, sondern hatte sich zu seinem Vater und seinem Großvater versammelt. Der Marschall verspürte eine gewisse Genugtuung. Dieser Peter hatte zeitlebens nichts leisten müssen als ein paar kleine Dienstverrichtun­gen. Auf ihm aber, dem Marschall, lastete die Not eines ganzen Landes. Und da stand er, fünfzehn Jahre älter als sein Kammerdiener, und hatte ihn überlebt.

Lang indes hielt dieses Triumphgefühl nicht vor. Franz, der neue Kammerdiener, erfüllte seine Funktionen mit der äußersten Gewissenhaftigkeit. Er behandelte den Uralten mit einer Sorgfalt und Zartheit, als wäre der dürre Leib eine Reliquie; dennoch fand der Marschall die Handrei­chungen des Neuen plump und ließ sie sich nur mürrisch gefallen. Peter ging ihm ab. Er war ein einfältiger Bursche gewesen, aber es hatte aus ihm die alte Weisheit des Volkes gesprochen, und die hatte dem Staatsoberhaupt Anregun­gen gegeben. Der Marschall konnte sich an den Namen des Neuen nicht gewöhnen; er nannte ihn häufig Peter statt Franz, aber Franz war nicht Peter, und der Marschall hielt darauf, daß der Neue den Block nicht anrührte, auf dem er die Eingebungen der Nacht zu notieren pflegte.

Der Marschall war gewohnt, daß Glück und Unglück wechselten wie Wellen. Dieser Wechsel berührte ihn nicht tief, aber er nahm ihn wahr. Mit dem Tode Peters hatte eine weniger glückliche Zeit eingesetzt. Des Marschalls Entscheidungen trafen nicht mit der gleichen Sicherheit wie früher den Willen der Nation. Widerstände mehrten sich, das Echo seiner Ansprachen im Rundfunk war weni­ger stark, der Weihrauch wölkte sich weniger dicht.

Eines Abends, nachdem er sich auf die Seite gelegt und Franz sich entfernt hatte, brabbelte der Marschall auf die gewohnte Art mit seinem zahnlosen Munde noch eine Weile vor sich hin. »Was meinst du, Peter?« fragte er, wie er’s viele tausend Male gefragt hatte. Und Peter antwor­tete: »Da kam einmal zu meinem Großvater,« und er er­zählte eine seiner Geschichten. Der Marschall war er­staunt, daß Peter auf einmal wieder in seiner strammen und bescheidenen Haltung am Bett stand und eine seiner Geschichten erzählte, wiewohl er doch gestorben war. Aber sehr erstaunt war er nicht. Es kam öfter vor, daß er mit Leuten sprach, die eigentlich tot waren, und es kam öfter vor, daß er nicht recht wußte, ob er wachte oder schlief. Im Grunde war es selbstverständlich, daß Peter ihn weiter bediente, nachdem ihm der Marschall die Ehre erwiesen hatte, seine Dienste so viele Jahrzehnte hindurch anzunehmen; die Treue ist das Mark der Ehre, und was wäre das für eine Treue, die nicht über den Tod hinaus standhielte?

Von da an unterhielt sich der Marschall wieder Abend für Abend mit dem treuen Peter. Mit einer leisen Ungeduld wartete er darauf, daß Franz sich entferne, und Peter an seine Stelle trete. Wenn Franz gegangen war, kam dann auch richtig Peter und erzählte die weisen und einfältigen Anekdoten seines Vaters und seines Großvaters, und am andern Morgen notierte sich der Marschall mit seinen stei­fen, großen Buchstaben seine Ideen auf dem Schreib­block.

Im übrigen hatte der Marschall auch jetzt in seinen Ent­scheidungen keine glücklichere Hand als zu der Zeit, da er sich ohne Peter hatte behelfen müssen. Das Einverständ­nis, das seine Maßnahmen im Lande gefunden hatten, als er noch mit dem lebendigen Peter gesprochen, wollte sich nicht mehr einstellen.

Es kam der Tag, da die bösen Gewalten den Marschall nicht mehr fügsam und schmiegsam genug fanden. Sie ver­langten, daß er zu seinem Kanzler einen Mann mache, der bis ins Letzte ihr Werkzeug war.

Der Marschall beriet mit den wenigen, die er an sich her­anließ. Niemand wagte, eine Meinung klar zu äußern. Doch wiewohl der Marschall kein scharfer Denker war, erkannte er, daß man erwartete, er werde zurücktreten. Das sei, glaubte man offenbar, klüger und ehrenvoller, als wenn er an der Spitze des Staates bliebe und so die schmählichen Handlungen des ihm aufgezwungenen Kanzlers sanktionierte.

Der Marschall hörte diese vorsichtig vorgebrachten Mei­nungen nicht gerne. Es lag nicht in seinem Plan, die Zeit, die ihm noch blieb, auf seinem Landsitz zu verleben mit dem Diener Franz. Er hatte nicht mehr viele Jahre vor sich, und sie schienen ihm leer ohne das süße Gefühl der Macht. Er setzte ungern den Burschen ein, den ihm die Übeln Gewalten aufdrängen wollten, aber er zog sich auch ungern zurück auf seinen Landsitz.

An diesem Abend erwartete der Marschall mit besonderer Ungeduld, daß Franz sich entferne. Endlich war der Lä­stige jenseits der Tür, und da war auch schon Peter. »Was meinst du, Peter?« fragte der Marschall. »Soll ich den Mann einsetzen? Er ist ein ganz übles Gewächs.« Peter erzählte eine Anekdote von seinem Großvater. Es ging um ein Haus und um einen bösen Hund. Ohne den bösen Hund konnte man das Haus nicht haben. Das Ende war undeutlich, es schien, daß der Großvater lieber auf das Haus verzichtet hatte. Aber da der Marschall das nicht hören wollte, fragte er ungeduldig: »Was hat er getan? Sprich doch deutlich. Du mummelst so, daß man dich überhaupt nicht versteht. Du wirst schon recht alt.« Aber Peter mummelte weiter, und der Marschall entschloß sich, die Anekdote dahin zu verstehen, daß der Großvater das Haus genommen habe trotz des bösen Hundes.

Der Marschall setzte den Mann ein, das üble Gewächs, und blieb im Amt. Das Land war empört. Am Abend kam kein Peter. Der Marschall mummelte was vor sich hin über den Undank und die Unzuverlässigkeit des Volkes.

Als er am nächsten Morgen zu seinem Block griff, um sich, wie gewohnt, eine Notiz zu machen, fand er die Seite voll beschrieben. Er wendete sie um und geriet auf die letzte Seite des Blockes. Auch diese letzte war beschrie­ben. Eine fremde Hand hatte sie beschrieben, die Hand Peters. ›Was für ein Kreuz, so ein böser, alter Dumm­kopf,‹ stand da.

Der Marschall erschrak. Es war ihm natürlich erschienen, daß der tote Peter mit ihm gesprochen; aber daß der Tote geschrieben hatte, traf ihn hart. ›Jetzt traut er sich,‹ dachte er voll Bitterkeit, Jetzt, wo er tot ist, traut er sich, der

Feigling.‹ Aber die Schrift auf dem Block war ihm in die Glieder gefahren; zum ersten Mal, seit er das Palais bezo­gen, blieb er im Bett liegen, und das vorgesehene Pro­gramm mußte abgesagt werden.

Später sagte er sich, daß alles natürlich zu erklären sei. Peter hatte seiner frechen Sklavenseele noch zu Lebzeiten Luft gemacht, das war das Ganze. Der Kerl hatte darauf gerechnet, er werde das Blatt rechtzeitig verschwinden machen können. Aber das war ihm vorbei gelungen. Er, der Marschall, hatte lange genug gelebt, um den Treulosen zu ertappen.

Allein das war ein schwacher Trost. Was Ereignisse nicht vermocht hatten, die jedem andern das Herz zerdrückt hätten, vermochte der Stoßseufzer Peters aus dem Grab heraus. Die Sicherheit des Alten war gebrochen und mit ihr seine Lebenskraft.

Er blieb im Amt, aber er ließ sich zudecken äußerlich und innerlich von dem Manne, den er hatte einsetzen müssen, von dem Übeln Gewächs. Ein Schatten hockte er im Palais, und alle Welt erkannte, daß die historische Gestalt eine mit vielen Orden behängte Uniform war und nichts weiter.